

Wladimir Samarski (Jahrgang 1925), Anatolij Samarski (Jahrgang 1928), Nikolai Pietrov (Jahrgang 1925)



Wladimir Samarski



Anatolij Samarski



Nikolai Pietrov

Die kleine Wohnstube in Rowenky ist am 8. September 1998 zum Bersten voll. Hier haben sich Männer eingefunden, die ein gemeinsames Schicksal verbindet: Sie alle waren in jungen Jahren als Zwangsarbeiter nach Vorarlberg verschleppt worden und mussten auf den Baustellen der Illwerke AG unter den härtesten Bedingungen zum „Wohle des Dritten Reiches“ schuften. Nikolai Pietrov, Wladimir Samarski und Anatolij Samarski gehören dazu. Neun Jahre später ist ein Großteil der 1998 Aufgesuchten in Rowenky bereits gestorben. Der ehemalige Lokomotivführer Wladimir Samarski sitzt jetzt im Rollstuhl in seinem sauberen Zimmer im Altersheim, und der rüstige Greis erzählt mit fester Stimme von seinem Zwangsarbeiterdasein im Silvrettendorf.

Wladimir Samarski gehört zu jenen, die einst als Jugendliche auf den Baustellen der Illwerke AG im Montafon gegen ihren Willen unter den härtesten Lebensbedingungen arbeiten mussten. Er schildert die Lebensumstände auf den Baustellen so lebendig, als ob das alles erst gestern passiert wäre. *„Leider sind nicht mehr viele von denen, die mit mir das Schicksal auf den Baustellen geteilt haben, am Leben“*, sagt er. *„Auch nicht mehr Nikolai Pietrov und Anatolij Samarski, die ihr ja gut gekannt habt.“*

Nikolai Pietrov und Anatolij Samarski gehörten Anfang der Neunzigerjahre zu den ersten Interviewpartnern von Margarethe Ruff in der Ukraine. Nikolai war 16 Jahre alt, als er auf die Baustellen der Illwerke deportiert wurde. Er war Waise, lebte bei einer Tante und besuchte das Technikum. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er sieben Jahre Schulbesuch hinter sich – jetzt wurde er zwangsweise Bauarbeiter, einer der vielen „Sklavenarbeiter“ im Montafon. Von seinem Abtransport nach Vorarlberg berichtete er:



Nikolai Pietrov war Waise und 16 Jahre alt, als er auf die Baustellen der Illwerke deportiert wurde. „Außer Steinarbeit hat es nichts gegeben“, so Pietrov. Im Foto glänzt ein heller Fleck auf der Brust. Dort hat er das Abzeichen „OST“ weggekratzt, zu schmerzlich war die Erinnerung daran.

„Die Stadt Rowenky wurde von deutschen Soldaten okkupiert, es war ungefähr im Juni/Juli, im Sommer. Wir haben gebadet, wir haben hier einen Teich. Damals wurde hier eine Arbeitsbörse organisiert und alle Arbeitsfähigen wurden angeworben und mussten in den Westen gehen, nach Deutschland, nach Österreich. Auch ich. Ich kann mich noch erinnern, wie wir in die Viehwaggons gebracht wurden. Es wurden lange Züge zusammengestellt. Was jeder mitnehmen konnte, hat er mitgenommen, zum Beispiel Kleidung. Aber mit der Ernährung stand es nicht gut. Wir wurden zunächst in die Westukraine, nach Lwiw [Lemberg] gebracht. Von Lwiw ging es weiter nach Krakau. Der Zug hat mehrmals angehalten und dann weiß ich noch, dass wir in ein Lager gebracht wurden. Ich kann mich nicht mehr ganz genau erinnern, aber ich glaube, dass wir dort im Lager aufgeteilt wurden. Unsere Leute, nicht nur von Rowenky, sondern auch von der Umgebung, wurden von diesem Lager aus nach Österreich geschickt. Aber wohin genau, kann ich nicht mehr sagen, den Namen dieser Ortschaft weiß ich nicht mehr. Aber dort beginnt die Schmalspurbahn. Dort endet die gewöhnliche Eisenbahnlinie. Mit dieser Schmalspurbahn wurden wir ins Tal gebracht. Da waren Lager und wir sind ins Gebirge hinaufgestiegen. Aber ich kann mich nicht erinnern, ob in Partenen oder in einem anderen Ort, wo ein Tunnel durch einen Berg war. Ich kann mich auch noch erinnern, dass dort zwei Österreicher mit Karbidlampen waren und mit diesen Lampen wurden wir durch den Tunnel gejagt. Wir sind aus diesem Tunnel dann hinausgegangen und dort war ein großer See, ein künstlicher, weil dort ein Damm war. Wir gingen weiter und weiter und sind zur Silvretta gegangen.

Dort wurden wir eingeteilt und haben in Baracken gewohnt. Nun, was für eine Arbeit machten wird dort? Außer Steinarbeit hat es nichts anderes gegeben. Für uns gab

es keine Gnade, nur Grobheit. Wenn man etwas nicht richtig gesagt oder gemacht hat, dann bekam man Schläge. Wir haben immer auf solchen Baustellen gearbeitet, immer. Es war auch unmöglich, sich etwas zu essen zu besorgen, weil es überall nur Steine gab, [...] nur Moos und diese Bergbeeren, ich habe vergessen, wie sie heißen. So war diese Arbeit, immer Steinarbeit. Wir mussten Steine transportieren, so ein Leben hatten wir. Man hat uns sehr schlecht ernährt. Wenn ich daran zurückdenke, dann wird mir wirklich schlecht. Ich kann kaum mehr glauben, wie viel wir dort gearbeitet haben.“

Im Silvrettadorf auf der Bielerhöhe waren in elf Wohnbaracken etwa tausend ausländische Arbeitskräfte untergebracht, ein Teil davon Russen beziehungsweise Ukrainer. Daneben gab es ein Küchengebäude, ein Bade- und Waschhaus sowie Verwaltungsgebäude. „Die Baracken wurden im Winter mit einem winzigen Ofen beheizt“, sagte Nikolai, „wer aber weit vom Ofen entfernt lag, der hat gefroren.“

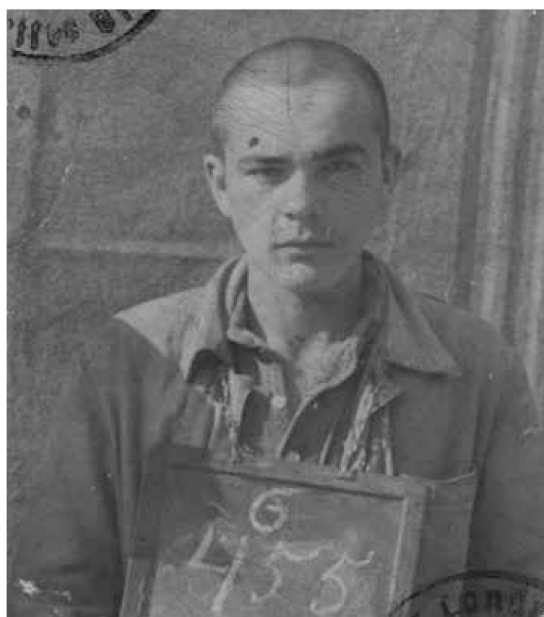
Seine Aussagen über die Arbeitsbedingungen auf den Baustellen gleichen jenen, die wir von zahlreichen anderen Leidensgenossen erhalten haben. Auch

NS-Zwangsarbeit auf den Baustellen der Vorarlberger Illwerke AG

Unmittelbar nach dem 12. März 1938, dem Tag des „Anschlusses“, wurden die vorhandenen Pläne zur Errichtung des Silvrettastausees, des Obervermunt-, Latschau- und Rodundwerks in Angriff genommen. Im Jahre 1938 kamen noch erste, mehr oder minder freiwillige Zivilarbeiter aus Österreich und Deutschland auf die Kraftwerksbaustellen im Montafon. Mit Kriegsbeginn änderte sich die Situation: Bereits Ende Oktober 1939 kamen die ersten polnischen Kriegsgefangenen in Partenen an. Sie wurden von einem Plakat mit den zynischen Worten „Daß wir bauen, verdanken wir dem Führer!“ begrüßt. Die Arbeiterschaft auf den Baustellen der Illwerke setzte sich aus Angehörigen von mehr als 20 verschiedenen Nationalitäten zusammen: In erster Linie Polen und Ukrainer/Russen, aber auch Franzosen, Belgier, Italiener, Tschechoslowaken, Griechen oder Jugoslawen. Mehrere Tausend von ihnen waren auf Baustellen der Illwerke AG eingesetzt. Formal waren sie bei den Baufirmen, die nun reichlich Aufträge erhielten, beschäftigt. Etwa bei den Baufirmen Kunz & Co, W. Lahmeyer & Co, Hinteregger & Rhomberg, Ing. K. Jäger, Gebrüder Feierle, Pümpel & Söhne, Pittel & Brausewetter, Mayreder-Kraus & Co oder bei Hilti. Neben den harten Wetterbedingungen war auch die Verpflegungslage für die Zwangsarbeiter in Anbetracht der zu verrichtenden Schwerstarbeit völlig unzureichend. Der Druck auf die Arbeitskräfte war enorm, schließlich sollten die Bauarbeiten möglichst rasch abgeschlossen werden. Sie waren de facto rechtlos und leisteten „Sklavenarbeit“. Von dieser Arbeit profitierte das Land. Doch von der Zwangsarbeit auf den Baustellen wollte die Illwerke AG lange nichts hören, das Thema wurde tabuisiert. Doch jetzt hat sich die Situation geändert. Seit 2013 informiert nun auch die Homepage über dieses dunkle Kapitel der Firmengeschichte.⁴⁵

Pawel Lapaew erinnert sich noch gut an die Knochenarbeit, die er als Jugendlicher auf den Baustellen der Illwerke leisten musste:

„Wenn wir heute zusammensitzen und trinken, erzähle ich immer von dieser Zeit. So etwas kann man nicht vergessen, das bleibt fürs ganze Leben. Es war für uns eine sehr schwierige Zeit, eine sehr schwierige Arbeit. Von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends mussten wir auf unseren Schultern Zementsäcke tragen. Die Zementsäcke hat man in der Luft gebracht und wir haben sie zu den Baustellen getragen und haben einen großen Damm gebaut.“



Iwan Nesterenko



Pawel Lapaew

Die Arbeitsbedingungen auf den Hochgebirgsbaustellen waren naturgemäß für Jugendliche besonders hart. Mit 15, 16 Jahren wurden sie aus einer flachen Heimatumgebung in die Alpen verschleppt und mussten, wie Nikolai Pietrow berichtete, bei jeder Wetterlage ungewohnte, zum Teil sehr gefährliche körperliche und gesundheitsgefährdende Arbeiten verrichten:

„Dort, wo Partenen im Tal ist, gerade darüber auf dem Berg, war ein offener Kanal. Es hat solche Fälle gegeben, wo die Bäume die Kanäle verstopft haben, weil es dort Wald gibt. Wenn ein Kanal verstopft war, wurden wir gezwungen, ihn zu reinigen und das Wasser war wirklich eiskalt. Man musste dort hinein klettern und alles entfernen. Solche Arbeiten mussten wir verrichten.“

Im Lager unten im Gebiet von Partenen und Gaschurn, in diesem Gebiet, hat man auch noch einen ebenen Platz planiert. Dort hat man Erde mit Schubkarren transportiert. Der Schubkarren war sehr groß, mit einem Rad, und der Kapo befahl aufzuladen, und zwar viel, nicht wenig. Durch die ganze Strecke haben wir diesen Schubkarren gefahren. Wir haben gut gelernt, diesen Schubkarren zu fahren, gut zu fahren. Solche Arbeiten haben wir auch gemacht.“

Die Überwachung der Arbeitskräfte war je nach Arbeitseinsatz verschieden. Anatolij Samarski schilderte, wie die Arbeitsüberwachung funktionierte: *„Wenn wir in den Bergen waren, wurden wir nicht bewacht, wir wussten, dass wir um sieben*

Uhr da und dort sein sollten. Wenn man zwei Minuten nach sieben kam, dann bekam man Schläge. Wir waren immer pünktlich. Es war dort eine Sirene, und das Lager war so groß, und auch zum Mittagessen die Sirene, zum Arbeitsanfang und Arbeitsschluss. Dann, als wir in Partenen waren, holte uns unser Kapo ab, und drei, drei, drei in der Reihe mussten wir zur Arbeit gehen. Er benützte eine Pfeife, und dann nach der Arbeit gab es wieder einen Pfiff, und zu dritt in der Reihe ging es zurück ins Lager.“

Er legte sich – zumindest in seiner Erinnerung – einen gewissen Selbstschutz gegen allzu große Ausbeutung zurecht und berichtete als einziger von bewusstem Langsamarbeiten: *„Wenn sie mir gesagt haben, du sollst dort graben, dann habe ich gegraben, ich musste, aber ich konnte auch etwas langsamer arbeiten, verstehen Sie? Der Vorarbeiter wird dich dafür nicht loben und nicht mit dir schimpfen, sie haben alle dort Ordnung, verstehen Sie?“*

Was lag für diese Jugendlichen näher, als an Flucht zu denken. Wenige Wochen nach seiner Ankunft unternahm Nikolai Pietrov seinen ersten Fluchtversuch. *„Dann sind wir auf den Gedanken gekommen, wir könnten fliehen, es war natürlich nicht vernünftig, wir wussten nicht wohin, es war so weit, weil wir so jung waren hatten wir keine Ahnung, wohin wir fliehen sollten. Kurz gesagt, wir haben uns zu dritt zusammengetan und sind geflohen. Aber wir sind in die Richtung geflohen, aus der wir gekommen sind, durch diesen Tunnel, nicht nach Partenen, wir flohen in ein anderes Tal. Wir sind ein bisschen gegangen, und dann hat uns ein Polizist verhaftet. Aber er war nicht grob, wir wurden zu dritt in einen Keller gesperrt. Die Leute dort waren sehr gut, weil sie uns zu essen gegeben haben. Sie gaben uns sogar Milch. Das war am Abend, und am Morgen führte uns dieser Polizist durch dieses Tal und in so einen Ort, wo eine Normalspurbahnstrecke begann. Mit diesem Zug sind wir nach Innsbruck gefahren.“*

Dort hat man uns eingesperrt und dann hat man uns ins Konz-Lager gebracht. [...] Das Gelände war so groß, Baracken, Bewachung durch SS, bewaffnet mit Wachtürmen. Überall elektrischer Draht, Stacheldraht. Über das Leben im Lager zu erzählen, ist heute noch schrecklich. Für jede Disziplinwidrigkeit, wenn man nicht richtig gegangen, nicht dorthin geschritten ist, konntest du geschlagen werden. Die großen Schäferhunde wurden so gehalten [zeigt es], man war immer in angespanntem Zustand. Eins, zwei und plötzlich wurden wir in ein Bad getrieben, und dort waren solche kräftige Wasserstrahlen, die die Menschen fast umwarfen, eiskaltes Wasser wie Gletscherwasser aus den Bergen.“

Das „Kaltbaden“ war eine besondere Grausamkeit von Lagerleiter Georg Mott. Dabei wurden die Häftlinge – vor allem in der kalten Jahreszeit – nackt mit einem scharfen, eiskalten Wasserstrahl abgespritzt, bis sie blaugefroren waren oder ohnmächtig wurden. Auch die Ernährung der Gefangenen war äußerst mangelhaft.

„Über die Ernährung will ich nicht sprechen, alles war dort schrecklich. Die Disziplin war sehr streng und dort konnte man für nichts mit Peitschen geschlagen werden, vor allen. Man hat die Leute aus der Reihe herausgeholt und man hat begonnen sie zu quälen. Ja, es war sehr schwer, ich bin dort drei Monate gewesen, und ich weiß nicht, aber es schien mir, dass ich diese Disziplin, diese Verhältnisse, nicht überleben würde. Besonders für Leute in meinem Alter, die Jugendlichen, war es sehr, sehr schwierig.“



Beim Betonieren der Silvretta-Staumauer leisteten Männer aus den verschiedensten Nationen Zwangsarbeit. (Aufnahme vermutlich 1941/42)



Silvrettadorf auf der Bielerhöhe.

Aber trotz allem hatte Nikolai „Glück“ im AEL Reichenau. Ein Vorfall hätte für ihn sehr schlimme Konsequenzen haben können:

„Wir waren einmal in einem riesigen Gemüse-Lagerhaus mit vielen Containern und Kisten. In ihnen vermuteten wir sogar südliche Früchte wie Mandarinen, Orangen. Wir wurden vom Lager aus unter Bewachung der SS dorthin gebracht. Wir mussten Kisten einpacken und transportieren. Wir haben ein- und ausgeladen, also schwerste Arbeit verrichtet, alles war Handarbeit. Und da habe ich gedacht, ich bringe ins Lager eine Zwiebel. Soll man das Diebstahl nennen? Ich habe eine Zwiebelknolle mitgenommen und versteckt. In diesem Lager hat man uns italienische Uniformen gegeben, vielleicht war es eine vom Militär, sie war schmutzig grün. Wir wurden ständig von den SS-Wachen kontrolliert: beim Betreten des Lagerhauses und beim Weggehen. Wir standen in einer Reihe und sie sind zu mir gekommen und haben diese Zwiebelknolle gefunden. Alle haben ‚ach‘ gestöhnt und haben gedacht, dieser Junge wird es schon bekommen. Aber wissen Sie, vielleicht war es für ihn zur Belustigung, als der Mann diese Zwiebel gefunden hat, hat er mich gezwungen, sie zu essen. Stellen Sie sich vor, sie war so bitter, so bitter, als ich an ihr geknabbert habe, hatte ich Tränen in den Augen. Die Häftlinge standen in der Reihe, alle schwiegen, um Gottes Willen, niemand wollte ein Wort sagen. Und der Bewacher war damit zufrieden, er hat nichts mit mir gemacht, man hat uns wieder aufgeladen und ins Lager gebracht.“

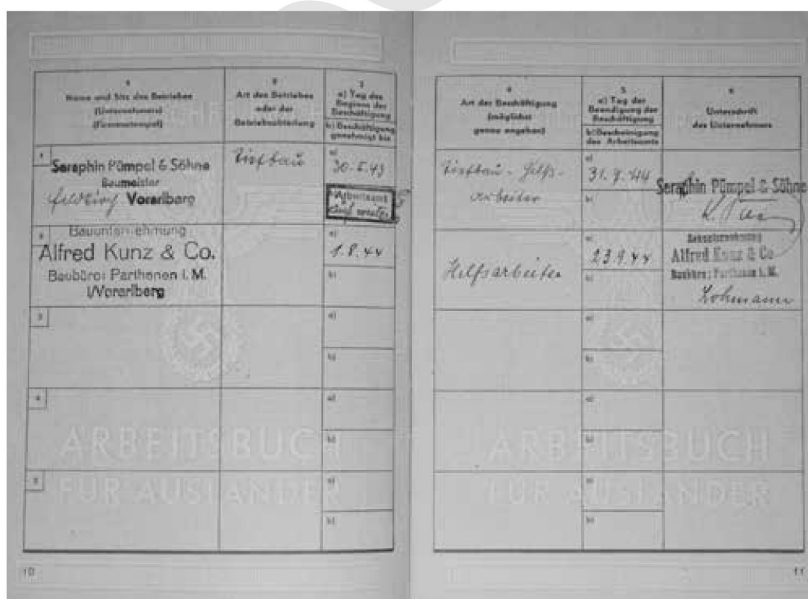
Nach drei Monaten wurde Nikolai auf die Silvretta-Baustellen zurückgebracht. *„Wir wurden in die Berge mit der Seilbahn hinaufgebracht, um dann in Tunnels zu arbeiten und wir mussten Sprengarbeiten in Tunnels verrichten, die Gesteinsmassen aufladen, kleine Wagen von Hand hin- und herschieben. So war die Bergarbeit, es war eine sehr, sehr schwierige Arbeit für Jugendliche. Vielleicht war es für Ältere etwas leichter, aber für solche wie mich war es sehr schwierig.“*

Bei solchen Arbeiten gab es naturgemäß Unfälle, und sie blieben besonders im Gedächtnis haften: *„Einmal gab es einen sehr großen Erdrutsch, einen riesigen, im Frühling, aber ich kann mich nicht erinnern, in welchem Jahre. Ich war dort fast drei Jahre. Der Erdrutsch war etwa in der Mitte. Es war ein riesiger Bergrutsch. Von uns sind ungefähr fünf Leute unter die Gesteinsmassen geraten, es waren Nachbarn aus Rowenky, die auch hier gearbeitet haben. Einen konnte man zuerst nicht ausgraben, man hat ihn dann doch ausgegraben, aber er war tot. Zwei wurden ausgegraben und einer lebt hier noch und einer ist später hier gestorben. Daran kann ich mich noch gut erinnern. [...]“*

Auch Wladimir Kirsemienko, Jahrgang 1925 aus Rowenky, kam bei einem Unfall ums Leben. Sein Kopf wurde bei einem Arbeitsunfall regelrecht zermalmt. Der Unfallhergang wurde vom Arbeitgeber genau dokumentiert.⁴⁶

Die Liste der schweren Verletzungen auf den Hochgebirgsbaustellen während der Kriegsjahre ist lang. Die Unfallberichte der Baufirmen an die Illwerke-Zentrale in Bregenz weisen unter anderem diverse offene Knochenbrüche, Stichwunden, Fingerquetschungen, Leistenbrüche, Beckenknochenbrüche, Rippenbrüche, Schädelbasisbrüche, innere Verletzungen, Gasvergiftungen, Augenverletzungen oder Verbrennungen auf.⁴⁷

Welche extremen Wettersituationen auf diesen hochalpinen Baustellen das Arbeiten erschwerten, zeigt zum Beispiel der folgende Lagebericht aus dem Bau-



Im Mai 1943 wurde – wie schon 1938 für heimische Arbeitskräfte – ein „Arbeitsbuch für Ausländer“ eingeführt. Jedes Beschäftigungsverhältnis sowie Eintragungen über Leistung und Verhalten des Ausländers wurden darin notiert und konnten genauestens überprüft werden. (VLA Rep.14-128, 11: Arbeitsbuch Anatolij Samarski)

buch der Firma W. Lahmeyer: „Im Silvrettadorf herrschte am 7. und 8.3.45 besonders heftiger Schneesturm. Erst nach Ausschaufeln verschiedener Baracken und auch der Sanitätsstation war den Insassen ein Verlassen der Räume möglich. Die Sommerbaracke ist vollständig unter dem Schnee verschwunden, von den Baracken in den Niederungen des Silvrettadorfes ist meist nur der Schornstein sichtbar, die Türen und Fenster mussten freigeschaufelt werden. Der Eingang ins Madlerhaus ist noch durch ein Dachfenster möglich. Der Großteil dieses Hauses liegt unterm Schnee. Verbindung mit Silvrettadorf vermittelte der Telefon-Automat, Betriebstelefon und Staatstelefon waren gestört.“⁴⁸

Mit Fortdauer des Krieges verschlechterte sich die Verpflegungslage zusätzlich. Besonders Nikolai hatte die Verpflegungssituation in äußerst schlechter Erinnerung: *„Es war nicht genug und hatte schlechte Qualität. Kartoffel und Brückwa, ganz wenig Brot.“*

Die viel zu knappen Essensrationen konnten vereinzelt durch zusätzliche Hilfsarbeiten für die Bevölkerung im Tal aufgebessert werden. Wladimir, Anatolij und Nikolai erinnern sich mit Dankbarkeit noch an jene Bauern, bei denen sie am Sonntag aushelfen konnten. Dort konnten sie sich dafür satt essen. *„Das half uns zu überleben“*, so Nikolai Pietrov, und dankbar erinnert er sich auch an jene junge Küchenhilfe, die aus Mitleid mit den jungen, hungrigen Burschen öfters Nahrungsmittel für sie abzweigte.

„Ich kann mich an eine junge Frau erinnern, der Mann von ihr war beim Militär, und sie hat bei uns im Lager in der Küche gearbeitet, irgendwie fiel ihr immer etwas ein, und obwohl sie gewarnt wurde und Angst hatte, dass sie bestraft würde, sie nahm etwas und gab es uns. Einmal waren es rohe Kartoffeln, ein anderes Mal vielleicht Brot, und wir hatten in den Baracken solche runde Öfen und wenn man sie heizte, waren sie heiß, und wir haben diese Kartoffeln aufgeschnitten und dann auf den Ofen gelegt, und sie wurden dann gebraten und wir haben das selig gegessen. Wir hatten auch Brückwa, das war vorgekocht, aber das haben wir, wenn man es genau nimmt, irgendwo gestohlen. Unbemerkt sind wir dorthin gegangen, dann haben wir zwei, drei Rüben mitgenommen und begannen gleich zu essen.“

Auch Wladimir konnte sich an einzelne Menschen in Vorarlberg erinnern, die Mitleid mit den „Ostarbeitern“ hatten:

„Dort gab es aber auch Menschen, die Mitleid mit uns hatten. Im Gebirge nicht, aber in der Stadt haben sie uns Brot gegeben. Wir haben in Bludenz Brotmarken erbettelt, die Frauen haben uns mit Karten geholfen und haben gesagt: ‚Hitler kaputt‘. Diese österreichischen Menschen waren mit dem Hitler sehr unzufrieden, ich habe das gut bemerkt. Diese Menschen waren mit der Situation unzufrieden. Ich habe auch bei der Eisenbahn in Bludenz gearbeitet. Dort war ein Meister Anton, der zu mir gesagt hat, Hitler sei gut. Ich habe ihm geantwortet – ich konnte ein bisschen Deutsch –, für euch ist er vielleicht gut, aber für uns Ausländer nicht.“

Besonders schlimm war die durchgängige rassische Hierarchisierung. Die „Untermenschen aus dem Osten“ wurden schlechter verpflegt als die Arbeitskräfte aus dem Westen, die Franzosen, Griechen oder Belgier. Für Nikolai eine besondere Demütigung: *„Aber noch schlimmer war, dass wir Ukrainer gewusst haben, dass man den anderen Arbeitskräften besseres Essen gegeben hat.“*

Das Leben der jungen Ukrainer war ständig in Gefahr – besonders, wenn sie sich den „Herrenmenschen“ zu widersetzen versuchten. Etwa durch Fluchtversuche oder das Bestreben, eine „Widerstandsgruppe“ zu gründen. Das AEL Reichenau diente in erster Linie der „Disziplinierung“ der Arbeitskräfte. Wir lernten eine Reihe von „Illwerke-Arbeitern“ in der Ostukraine kennen, die uns von ihren Lagererfahrungen in Innsbruck-Reichenau, Dachau oder Mauthausen erzählen konnten. Nicht mehr erzählen können jedoch jene, die die Einlieferung in ein Konzentrationslager mit dem Leben bezahlten. Wie der Bruder von Anatolij Samarski: Diese tragische Geschichte lässt auch Wladimir Samarski bis heute nicht ruhen. Sein Verwandter unternahm den Versuch, eine Widerstandsgruppe auf den Baustellen in der Silvretta zu organisieren und bezahlte dies mit seinem Leben, weil er denunziert wurde. Von Cousin Wladimir erfahren wir noch Einzelheiten, an die sich Anatolij Samarski nicht mehr erinnern konnte oder wollte. „Anatolij Samarski ist nach seiner Rückkehr nach Rowenky wegen der Hinrichtung seines Bruders selbst in Schwierigkeiten geraten, weil man ihm zuerst das mit seinem Bruder nicht geglaubt hat.“

Wladimir Samarski erinnerte sich: „Ich habe mit jenem Mann, einem Schuhmacher, in derselben Straße gewohnt, der die vier Männer an die Gestapo verraten hat. Sie wurden alle hingerichtet, auch Saschko, der Bruder von Anatolij. Anatolij erzählte mir 1946 von seinen Schwierigkeiten und ich riet ihm zu einer Anzeige beim KGB, aber er wollte nicht und sagte, Saschko [den Bruder] kann ich nicht zurückbekommen.“ Der KGB erfuhr dann doch noch von diesem Vorfall und verurteilte den

A. G. B.

Arbeitskarte – Befreiungsschein*)

Gültig bis auf weiteres. Widerruf vorbehalten

Familienname: Abramenko

Vor(Ruf-)name: Nikolaus

Geburtsname bei Frauen: -

Geboren am 14.12.1924 in Rowinki Dambos

männlich, ~~welch~~ ledig, ~~verheiratet~~

Staatsangehörigkeit: ungeklärt (Ostarbeiter)

Volkszugehörigkeit: -

Herkunftsland (eingereist aus): Besetzte Ostgebiete

Heimatort: Rowinki Dambos

Kreis: Woroschilowgrad

Wohnhaft: Lager Parthenen

Beschäftigt als: Schuhmacher

Arbeitsbuch-Nr.: A 366B/000114 14 e

Arbeitsstelle: Vorarlberger Illwerke A.G.
Ihmeyer & Co. Schruns

Trpt.-Nr.: 325/G Im Inl. seit 14.9.42

(Dienstsigel) Ausgestellt am 18. Okt. 1943

Arbeitsamt
Bregenz

*) Diese Karte ist für Arbeiter/Arbeitsstellen auszuhandigen! 0-41108 5240 43

Arbeitskarte – Befreiungsschein von Nikolaus Awramenko.

Denunzianten zu 15 Jahren Haft: *„Awramenko hatte eine Frau, die er verließ, um eine andere zu heiraten. Die erste Frau ging zum KGB und erzählte die Geschichte ihres Ex-Mannes, der daraufhin zu 15 Jahren Haft verurteilt wurde.“*

Dass Wladimir, Anatolij und Nikolai ihre Heimat wiedergesehen haben, war vielen glücklichen Umständen zu verdanken. Sie mussten sofort zum Militär – mit verlängerter Dienstzeit. Wladimir war nach seiner Rückkehr vier Jahre und acht Monate lang Soldat in der sowjetischen Flotte, er musste ein Jahr und acht Monate länger als die übliche Dienstzeit, die drei Jahre dauerte, dienen. Seine Erlebnisse in Österreich – er war auf der Silvretta, in Schruns, in Innsbruck und in Telfs – behielt er nach dem Krieg für sich: Über diese Zeit hat er nur mit Freunden, die auch in „Österreich“ gearbeitet hatten, mit seiner Frau und seinen Eltern gesprochen. Bei Berufsantritt verlangte man von Wladimir einen detaillierten Lebenslauf. Sein dreijähriger Aufenthalt in Österreich wurde ihm vorgeworfen und ihm wurde unterstellt, dass er etwas zu verbergen hatte. Es hieß: *„Du musst dich in Acht nehmen, wir werden dich kontrollieren!“* – *„Was hätten wir damals machen sollen? Wir waren doch noch fast Kinder, als sie uns geholt und in die Waggons gesteckt haben! Wir sind doch nicht freiwillig gegangen!“* Ein ukrainisches Sprichwort heißt: *„Du hast einen Schwanz hinter dir!“* Es bedeutet, eine dunkle Vergangenheit zu haben. In seinem Fall sei „dieser Schwanz“ die Zeit in Österreich als Zwangsarbeiter.

Anatolij wäre gerne Lehrer geworden, aber das wurde ihm nicht erlaubt, weil er in Österreich war. Nur Nikolai Pietrov hatte es in dieser Hinsicht besser:

„Von Österreich bin ich zuerst nach Ungarn gekommen, ich habe eine Militäruniform bekommen und ich bin dort in der Armee geblieben, in der sowjetischen Armee. Ich habe keine Angst gehabt, nach Hause zu kommen, weil mein Verhalten gut war, aber als wir alle beim Militär aufgestellt wurden, haben uns die Offiziere gefragt, wer welche Ausbildung hat. Ich hatte sieben Jahre Schule und ein Jahr Bergtechnikum. Ein Offizier hat mich zu sich genommen. Jeder Offizier wollte einen mehr oder weniger geschulten Menschen haben, und als ich bei ihm war, dann habe ich dazu geschaut, dass ich auch in eine Sergeant-Schule geschickt wurde, als Funker. Ich habe als Funker der ersten Klasse abgeschlossen. In der Armee hatte man keine Vorurteile gegen mich, absolut keine. [...] Wie ich nach der Armee nach Rowenky gekommen bin, habe ich das Bergtechnikum besucht, aber vorher habe ich in einem Schacht gearbeitet, eine einfache Arbeit gemacht. Weil ich einen Schein hatte, dass ich einen Kurs vor dem Krieg besucht hatte, wurde ich in den zweiten Kurs aufgenommen, und ich habe diese höhere Schule abgeschlossen. Ich habe eine technische Ausbildung gemacht, Erdölindustrie.“

Die vielen „Lumpen, Faschisten“ – so Wladimir Samarski in seinem Rollstuhl – hätten in unserem Land Entsetzliches angerichtet. *„Es war ein Glück, dass ich überlebt habe.“*

Für die geleistete Zwangsarbeit wurde er aus dem österreichischen „Versöhnungsfonds“ mit 2.500 Euro „entschädigt“. Dazu kommen die privaten Spendengelder. *„Österreich hat uns ausbezahlt, wir haben dort wunderbare Kraftwerke gebaut. Darum denke ich, waren sie wahrscheinlich dankbar und haben Entschädigung bezahlt. Die österreichische Entschädigungszahlung ist bei mir eingetroffen, dazu eine Schachtel mit Medikamenten und ein Blutdruckmesser. Das Geld habe ich der*

Nichte meiner verstorbenen Frau gegeben.“ Da er keine Kinder hat und seine Frau verstorben ist, verbringt er nun seinen Lebensabend im Altersheim.

Der an seinen Rollstuhl Gefesselte beneidet Anatolij und Nikolai um ihren Besuch in Vorarlberg im April 2000. Damals wurden die beiden von uns als „Zeitzeugen“ eingeladen, und sie konnten als freie Menschen nochmals jene Orte im Montafon besuchen, die für sie mit so schrecklichen Erinnerungen belastet waren. *„Es wäre schön gewesen, diese Berge noch einmal zu sehen, aber es sollte nicht mehr sein.“*



Nikolai Pietrov und Anatolij Samarski besuchten im Jahre 1997 Vorarlberg und konnten auf Einladung der Illwerke ihre ehemalige Arbeitsstätte in der Silvretta besichtigen.

Margarethe Ruff

Minderjährige Gefangene des Faschismus

Lebensgeschichten polnischer und ukrainischer
Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Vorarlberg

Unter Mitarbeit von Werner Bundschuh



Aus: Margarethe Ruff: Minderjährige Gefangene des Faschismus. Lebensgeschichten polnischer und ukrainischer Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Vorarlberg. **Unter Mitarbeit von Werner Bundschuh.** StudienVerlag 2014. S. 111-122